

1.

Es war im Mai, genauer gesagt, am achtzehnten Mai, einem Donnerstag.

Leichte Bewölkung und zwanzig Grad hatte der Flugkapitän kurz vor unserer Landung in Tegel angesagt. Zehn Grad kälter als in Italien. Zum Glück hatte ich dem Wetterbericht der Vortage nicht getraut, der auch in Berlin Temperaturen um dreißig Grad gemeldet hatte, und einen Staubmantel, einen Wollblazer und einen Pullover mitgenommen. Um ihn nicht tragen zu müssen, zog ich den Staubmantel schon im Flugzeug an, als ich mich zum Aussteigen fertig machte.

Da ich kein Gepäck aufgegeben hatte, brauchte ich nicht am Fließband zu warten. Deshalb durchquerte ich als eine der ersten Fluggäste die ehemalige Zollkontrolle. Beim letzten Mal hatten noch zwei Zöllner hier gesessen. Jetzt war sie leer. Die automatische Glastür ging auf, und ich sah mich vor einem Schilderwall. Dicht an dicht drängten sich Leute und hielten Schilder hoch. Einige waren kartoniert und professionell computerbeschriftet, andere mit Filzstift beschrieben, wieder andere aus Papier, weißgrundig die meisten, ein paar waren farbig. Eins prangte sogar rosa empor, zwei waren grün umrandet. Sie wurden an Stöcken oder Stockähnlichem, die Papierschilder zumeist mit beiden Händen vor die Brust gehalten. Auf allen aber stand ein Name mit einem Herr oder einer Frau, einem Mr. oder einer Mrs. davor; zwei Schilder gaben auch einen Titel an: Dr. und Dipl. Ing. Soweit ich den Namenswald überblicken konnte, enthielt kein Schild einen Vornamen. Selbst das rosa Schild suchte nur eine Mrs. Taylor.

Ich trat einen Schritt zur Seite, um die anderen Fluggäste vorbeizulassen, die jetzt nach und nach das Gate verließen. Jedes Mal wenn ein Passagier durch die Glastür kam, reckte das ganze Abholerheer Hals und Schild ein wenig höher und sah ihm erwartungsvoll entgegen. Manche bahnten sich ihren Weg durch den Schilderwald, ohne einen Blick daraufzuwerfen. Das waren die Leute, die niemand erwarteten und die niemand abholte. Es waren nicht viele. Häufiger

fand beim Hinausgehen eines Fluggastes ein Schild seinen Namensträger und zog mit ihm ab. Natürlich wurden auch Fluggäste ohne Schilder abgeholt. Von Freunden, Bekannten, Verwandten, Geliebten. Aber sie waren in der Minderheit. Die meisten flogen doch wohl dienstlich durch die Welt. Auf jeden Fall konnte man davon ausgehen, dass die mit einem Schild Abgeholt oder noch Abzuholenden den Abholern unbekannt waren.

Langsam lichteten sich die Reihen. Immer mehr Schilder hatten den Träger ihres Namens gefunden und zogen mit ihm ab, in Richtung Empfangshalle, in Richtung Ausgang. Als nur noch zwei schildbewehrte und ein schildloser Abholer vor der automatischen Milchglastür standen, schickte ich mich zum Gehen an. Da sah ich einen Mann im Laufschrift den Gang heraufkommen. Vor einer verwaschenen Jeansjacke hielt er auf Brusthöhe ein DIN-A4-Blatt. *Claudia Seeliger, Triest* stand darauf.

Das war mein Schild. Ich wusste es sofort mit absoluter Sicherheit. Woher ich die Sicherheit nahm, hätte ich nicht sagen können. Ich überlegte nicht, ich dachte nicht nach, instinktiv fühlte ich, es würde niemand mehr kommen. Alle Passagiere meines Flugs hatten das Gate verlassen. Selbst wenn noch jemand drinnen sein verloren gegangenes Gepäck reklamierte, konnte das nicht Claudia Seeliger sein, denn Claudia Seeliger war ich.

Mein Abholer war mittelgroß und hatte ein markant geschnittenes Gesicht, dessen Haut die ersten Spuren jener Verlederung zeigte, wie sie bei starken Rauchern auftritt. Sein Haar trug er sehr kurz, bürstenartig getrimmt. Es war schon fast ganz grau, von jenem Goldgrau, wie es nur bei einmal Hellblonden ergraut. Trotzdem konnte sein Besitzer nicht viel älter sein als ich. Um die vierzig, schätzte ich. Kurz bevor er zum Stehen kam, vollführte ich das Ritual: Ich reckte den Hals, schaute dem Zettelschildträger erwartungsvoll entgegen, ließ Erleichterung in meinen Zügen erkennen, gefolgt von einem kleinen Lächeln. Dann trat ich auf ihn zu.

Da bin ich, sagte ich, und das war nicht gelogen.

Keine Bekanntschaft, auch nicht die flüchtigste oder zufälligste, sollte mit einer offenkundigen Lüge beginnen, obwohl oder gerade weil die meisten mit einer Lüge enden. Es ist leider so, fast alle Bekanntschaften enden mit einer Lüge, die tiefsten ganz besonders. Dass jede große Liebe mit einer Lüge enden muss, liegt in ihrer Natur. Nur eine kleine Liebe braucht nicht unbedingt mit einer Lüge zu enden, denn eine kleine Liebe ist ein Verrat an der Liebe, und das Ende eines Verrats ist in keinem Fall eine Lüge, es verhilft vielmehr der Wahrheit wieder zu ihrem Recht.

Wer aber will das Ausmaß einer Liebe beurteilen? Vielleicht war sie für den einen groß und den anderen klein. Oder umgekehrt. Vielleicht war sie auch für beide Liebenden zuzeiten groß und zuzeiten klein. Vielleicht ist also das Ende jeder großen Liebe die zur Wahrheit notwendige Lüge. Wie immer die Dinge stehen mochten, ich hielt an meiner Devise fest: Am Anfang so wenig Lügen wie möglich, wenn schon alles mit einer Lüge enden musste.

Entschuldigen Sie, sagte der Mann, entschuldigen Sie vielmals, aber ich bin in einen Stau geraten. In Berlin ist zurzeit immer irgendwo ein Stau. Inzwischen auch in Potsdam. Baustellen überall, die Hälfte aller Straßen aufgerissen. Schmalspurfahrbahnen, Umleitungen, ein einziges Chaos. Haben Sie schon lange gewartet?

Nicht der Rede wert, sagte ich. Das war mein zweiter Satz, und auch er war nicht gelogen. Claudia Seeliger würde nicht sehr gesprächig sein, jedenfalls nicht am Anfang, und sie würde so wenig wie möglich lügen.

Potsdam, hielt ich fest, während ich meinem Abholer aufs Parkdach folgte. Potsdam. Das war nicht viel, aber es war das Wort, mit dem Claudia Seeliger zu leben anfang. Es war ihr Klaps auf den Po. An ihr konnte ich beobachten, wie Leben begann, nachdem ein Leben so abrupt aufgehört hatte.

Mein Abholer schloss einen Ford Fiesta auf, in dem es stark nach Rauch roch. Er zerknüllte das DIN-A4-Blatt, mein Schild, und warf es auf den Rücksitz. Das brauchen wir jetzt nicht mehr.

Nein, sagte ich, die Bekanntschaft ist gemacht.

Mein Abholer lachte. Ein jugenhaftes Lachen. Als er den rechten Arm hob, um sich anzuschlallen, traf mich ein so penetranter Achselgeruch, dass ich unwillkürlich ein Stück weiter nach rechts rückte.

Haben Sie meine letzte E-Mail erhalten, fragte er und ließ den Motor an.

Nein, antwortete ich auf gut Glück.

Das ist typisch. Er verzog geringschätzig das Gesicht. Bei uns in Potsdam liegt noch vieles im Argen. Unsere E-Mails gehen über die Rechenzentrale, und die hatte den Millenniumbug. Ich glaube, ich habe Ihnen das schon gesagt. Keinen Computer der Welt hat der Wurm getroffen, nur die Uni Potsdam. Allerdings hieß es, das Problem sei behoben. Er fädelt sich in die Ausfahrt ein. Sie haben doch meine vorigen E-Mail-Nachrichten alle gekriegt, oder?

Ja, sagte ich. Was hätte ich auch außer ja antworten können? Vielleicht noch ein natürlich, aber dazu kam es nicht mehr. Wir waren an der Schranke angelangt, und mein Abholer musste aussteigen, seinen Parkschein in den Automaten stecken, Geld einwerfen, den Parkschein wieder rausholen und ihn in den Schlitz neben die Schranke stecken. Die Schranke ging hoch, bevor er sich wieder angeschnallt hatte.

In meiner letzten E-Mail habe ich Ihnen Ihre neue Adresse mitgeteilt. Sie wohnen nicht mehr bei Frau Martin in Potsdam.

Ach so, sagte ich, und warum?

Ich habe Frau Martin nicht erreicht. Da habe ich Ihnen eine andere Unterkunft besorgt.

Aha, sagte ich diesmal. Ach so und aha würden Schlüsselwörter in Claudia Seeligers Unterhaltung sein, jedenfalls zu Beginn.

Und wo wohne ich, wenn ich nicht bei Frau Martin wohne, fragte ich leicht alarmiert, wie es von mir erwartet wurde.

Sie wohnen in Babelsberg bei Frau Buntrock in einem der alten Weberhäuschen. Sehr hübsch. Sie können froh sein, es war ein guter Tausch, informierte mich mein Abholer.

Buntrock ist ein sinniger Name für jemanden, der in einem Weberhäuschen wohnt, finden Sie nicht?, versuchte Claudia Seeliger ihre erste witzige Bemerkung und ihr erstes Lachen. Dabei war mir im Augenblick nicht einmal klar, wo Babelsberg lag. Aber es waren weder Babelsberg noch Frau Buntrock, die mich beunruhigten. Es war die Information, die mein Gedächtnis vorher gespeichert hatte: Uni Potsdam.

Auf der Autobahn herrschte reger Verkehr, aber wir kamen gut voran. In einer halben Stunde erreichten wir Babelsberg. Baumbestandene Straßen, ein Waldstück. Es war wie auf dem Land. Erst um den Bahndamm herum begann es etwas städtischer zu werden. Mein Abholer zeigte mir den S-Bahnhof. Er liege nicht weit von meinem Quartier entfernt, und von Babelsberg nach Potsdam sei es nur eine Station. Fünf Minuten, mehr nicht. Zwar wohnte Frau Martin in Potsdam, aber um zum Bahnhof zu kommen, hätte ich mit dem Bus fahren oder zwanzig Minuten zu Fuß gehen müssen. Von Frau Buntrock aus hätte ich also kaum einen längeren Weg.

Frau Buntrock erwies sich als quicklebendige, strahlende, blonde Anfangfünfzigerin. Sie trug enganliegende kurze Hosen und war so braun gebrannt, als sei sie gerade aus dem Urlaub zurück. Sie war tatsächlich drei Wochen auf Ischia gewesen und schwärmte in den höchsten Tönen von der Insel. Landschaft, Menschen, Essen, Thermalquellen, Klima, alles hatte ihr gleich prächtig gefallen. Für ein unverfängliches Gesprächsthema von Claudia Seeliger mit ihrer Vermieterin war also gesorgt. Es hatte sich förmlich von selbst eingestellt.

Doch zur Erleichterung bestand kein Grund. Die Worte, mit denen mich mein Abholer der kurz nach dem Klingeln aus ihrem Weberhäuschen heraustretenden, ja förmlich springenden Frau Buntrock vorgestellt hatte, waren ein Schock. Claudia Seeliger erhielt einen Professorentitel, wurde als meine Kollegin bezeichnet, und zur Universität Potsdam gesellte sich die Universität Triest. Ich wäre am liebsten auf der Stelle davongelaufen, aber daran war nicht zu den-

ken. Jetzt nicht mehr. Eingekeilt zwischen meiner Vermieterin und meinem Abholer, beziehungsweise Kollegen, nahm das Schildschicksal seinen Lauf.

Mein Quartier war ein Miniapartment, das man vom Garten aus betrat. Es hatte einen separaten Eingang, der sich schräg gegenüber von Frau Buntrocks Haustür befand und bestand aus einer kleinen Teeküche, einem Schlafzimmer mit zwei Einzelbetten, das zwei Stufen höher als die Küche lag, und einem Bad mit Duschkabine. Aus Platzgründen war das Waschbecken nicht im Bad, sondern in der Küche rechts neben dem Eingang angebracht. Anstelle des Waschbeckens stand im Badezimmer ein schmaler Kleiderschrank, weil das Schlafzimmer so eng war, dass kein Schrank mehr hineingepasst hätte.

Die puppenhausartige Enge meiner Behausung bekam mein Kollege sofort zu spüren. Nachdem er meine Reisetasche auf dem zweiten Bett abgestellt hatte, stieß er sich den Kopf am Fernseher, der über den Stufen in der Ecke des Schlafraums auf einem Ständer thronte. Mit einem Schmerzenslaut fasste er sich an die Stirn.

Oh, Sie Armer, sagte Frau Buntrock, besah sich die Stelle und verschwand blitzartig, um genau so blitzartig mit einem Waschlappen zurückzukommen. Den Grund ihrer Schnelligkeit erriet ich sogleich, sie hatte die Verbindungstür von meinem Badezimmer zu ihrer Wohnung benutzt. Wahrscheinlich lag ihr Bad direkt neben meinem. Frau Buntrock hielt den Waschlappen unter fließendes Wasser, ließ es eine Weile darüberlaufen und wrang ihn dann aus. Mein Kollege musste sich auf die Küchenbank setzen, den Kopf zurücklehnen und sich den nassen Waschlappen auf die Stelle halten, wo er sich gestoßen hatte.

Während er sich mit geschlossenen Augen und einem leicht leidenden Ausdruck, der seine Züge noch markanter erscheinen ließ, der Waschlappenkur unterzog, unterbreitete mir Frau Buntrock den Mietvertrag. Demzufolge hatte ich das Apartment vom achtzehnten bis zum einundzwanzigsten Mai gemietet, bezahlte sechzig DM pro Tag plus fünf DM Vermittlungsgebühren. Der Vertrag war nicht auf Claudia Seeliger ausgestellt, sondern auf den Namen meines

Abholers und Kollegen. Er hieß Michael Roth, Dr. Michael Roth, und unter seinem Namen standen eine Adresse und eine Telefonnummer. Mit fotografischem Blick verleibte ich sie mir ein.

Was trieb Claudia Seeliger aus Triest zu Michael Roth nach Potsdam? Was brachte mich nach Babelsberg in die Karl-Gruhl-Straße Nummer acht?

2.

Sie sehen übrigens viel jünger aus, als ich Sie mir vorgestellt habe, sagte Michael Roth.

Ich erschrak. Ein Schreck, der mir wie ein elektrischer Schlag von den Fußsohlen bis in den Kopf hochfuhr. Was sollte ich antworten? Sollten Hautpflege oder Konstitution ins Spiel gebracht werden? Sollte ich mich schlicht um eine Antwort drücken? Ich musste mich entscheiden und zwar auf der Stelle, und ich entschied mich.

Danke, sagte ich, ein Wort nur aus dem reichhaltigen Sprachangebot, das aber verdoppelt: Danke, Herr Roth. Dass mir der Schreck die Hitze ins Gesicht trieb, mochte der knappen Claudia-Seeliger-Aussage Nachdruck verleihen, die Anrede Herr Roth gab ihr Halt. Und sie war fast wahr, diese Aussage. Dass ich auf meinen Kollegen einen positiven Eindruck gemacht hatte, erleichterte meine Lage. Dafür durfte ich Michael Roth dankbar sein, dafür musste ich ihm dankbar sein. Dafür hätte ich auch noch mehr als nur zweimal danke gesagt.

Wir saßen im Sportrestaurant Hiemke. Michael Roth kam oft hierher, weil man in diesem Lokal gut und billig aß und es nicht weit von seiner Wohnung entfernt lag. Das Restaurant, eigentlich eher ein Zwischending, halb Kneipe, halb Mittagstisch, lag schräg gegenüber von Frau Buntrocks Weberhäuschen und war ebenfalls in einem Weberhäuschen untergebracht. Von Frau Buntrocks Haus unterschied es sich durch die davor unter großen Sonnenschirmen stehenden Tische und Stühle und durch den Eingang, der zur Straße

hin war. Außerdem waren Frau Buntrocks Fensterkreuze und -läden braun angestrichen, während Herr Hiemke oder wer auch immer, grüne Farbe dafür verwendet hatte.

Wegen des plötzlichen Kälteeinbruchs – gestern waren es noch sechsundzwanzig Grad gewesen – saßen wir drinnen, wie die meisten Gäste. Draußen hielten sich nur ein paar Jugendliche auf, die Bier tranken. Michael Roth hatte mich zum Mittagessen eingeladen, zu einem Begrüßungssessen, das Claudia Seeliger nicht ausschlagen konnte. Frau Buntrocks Waschlappentherapie hatte funktioniert. Die Stelle, wo sich mein Kollege gestoßen hatte, war nur leicht gerötet. Wahrscheinlich würde ein blauer Fleck daraus werden. Eine Beule würde ihm erspart bleiben.

Es ist merkwürdig, Herr Roth, konterte ich – zum ersten Mal übernahm Claudia Seeliger im Gespräch die Initiative – aber die Waschlappenkur hat Sie verjüngt.

Michael Roth lachte laut und lange, was ihm trotz der Ausdrucksfalten um Augen und Mund und trotz der grauen Haare ein sehr jungenhaftes Aussehen verlieh. Er entblößte dabei eine Reihe sehr weißer, sehr schöner Zähne und stieß so dunkle Laute aus, dass es Claudia Seeliger in den Schoß gefahren wäre, wenn ich mich nicht noch rechtzeitig daran erinnert hätte, dass sie seine Kollegin war, die auf jede Äußerung seiner Männlichkeit mit Distanz und akademischer Gelassenheit zu reagieren hatte.

Ich habe auch Ihre Vorgängerin kennen gelernt, sagte Michael Roth übergangslos, als er ausgelacht hatte.

Ach ja?, sagte ich und sah auf die weinrote Tischdecke, sah auf die weinroten Papierservietten, auf die Bestecke, auf die Kerze, auf unsere Biergläser. Vielleicht sollten wir ein Fenster öffnen. Alle Leute rauchen, und diese Weberhäuschen haben eine sehr niedrige Decke.

Beflissen stand Michael Roth auf und machte sich am Fenster zu schaffen. Ewig würde er natürlich nicht mit dem Fensteröffnen beschäftigt sein, und es war unwahrscheinlich, dass mir in der Zwischenzeit der Name meiner Vorgängerin einfallen würde. Aber mein Kollege kam mir zu Hilfe.

Ja, sagte er, nachdem er das Fenster einen Spalt weit geöffnet hatte, Frau Tofi war auch in Potsdam im Rahmen des Sokrates-Austausches, der damals noch Erasmus hieß.

Frau Tofi im Verein mit Sokrates und Erasmus. Das war zu viel. Claudia Seeliger wäre damit fertig geworden, aber mir schlug das akademische Konzentrat auf den Magen, in dem sich sowieso nur ein Flugzeugkaffee, ein Pappbrötchen, ein Glas Orangensaft und zwei Schluck Bier befanden. Frau Tofi, Sokrates und Erasmus verrührten diese Substanzen zu einem Brei, der seinen Weg nach oben, statt nach unten zu nehmen drohte. Ich schaute irritiert in die Raucherrunde – bis auf mich rauchten wirklich alle, selbst die Kaffee trinkenden Hausfrauen vom Land am Nebentisch –, und hielt dann meine Nase an den Fensterspalt.

Ist Ihnen nicht gut?

Der Flug, hauchte ich, der Rauch!, und überließ es Michael Roth, die Verbindung herzustellen. Der tat es, indem er das Fenster ganz öffnete, was zwar empörte Blicke aus der Hausfrauenrunde nach sich zog, aber auch zur Folge hatte, dass sich der rebellische Brei in meinem Magen beruhigte.

Geht schon wieder, sagte ich der Wahrheit gemäß.

Ein Windzug schlug einen Flügel zu. Nachdem Michael Roth ihn wieder geöffnet hatte, trank er einen Schluck Bier, wischte sich mit dem Handrücken den Mund ab und setzte zur Rede an: Ich war auch schon in Triest und habe dort ein Blockseminar gehalten.

Es war ein Rettungsring, den ich nicht ergriff, weil ich die vorige Gedächtniszufuhr noch nicht verarbeitet hatte. Statt zu fragen, worüber er denn damals sein Blockseminar gehalten habe – und das hätte ich fragen können, hatte doch das Seminar mit aller Wahrscheinlichkeit zur Zeit meiner Vorgängerin stattgefunden, über deren Umtriebe sich Claudia Seeliger vielleicht nicht im Einzelnen informiert zeigen musste – blieb ich stumm. Falls aber doch noch irgendeine graue Zelle auf dem Weg zur Formulierung dieser Frage gewesen wäre, so wurde ihre Anstrengung durch das Essen zunichte gemacht, das die Kellnerin vor uns auf den Tisch stellte. Beelitzer Spargel für beide.

Für Michael Roth mit einem Steak. Für Claudia Seeliger mit gewürfeltem Schinken.

Wenn ich es richtig bedenke, haben mich drei Dinge sofort für Babelsberg eingenommen: Beelitzer Spargel, das Kopfsteinpflaster der Karl-Gruhl-Straße und die Bäume, die sie flankierten. Wie fest die Linden im sandigen Boden wurzelten, wie sicher und selbstverständlich sie an diesem einen Ort ihr Leben verbrachten, wie zart sich ihr Grün vom Himmel abhob. Wie hoch sich hier trotz der Bewölkung der Himmel wölbte! Eine herrliche Kulisse.

Beelitzer Spargel hatte schon auf der Tafel mit der Tageskarte gestanden, die neben dem Eingang lehnte. Beelitzer Spargel war mir auch von Michael Roth empfohlen worden, noch bevor ich das Lokal betreten hatte. Beelitzer Spargel, was sonst, hatte auch die Kellnerin suggeriert, eine zierliche Altersgenossin mit orangefarbenen, stecknadelkurzen Haaren, schwarzen Leggings und einem weißen Body, der den Bauchnabel freiließe. Jetzt also Beelitzer Spargel zum Überspielen der nicht gestellten Frage. Claudia Seeliger aß ihn mit großem Appetit, was nach dem gerade überstandenen Anfall von Übelkeit an ein Wunder grenzte. Wenn sie allein gewesen wäre, hätte sie womöglich noch eine zweite Portion bestellt. Ich dagegen stocherte zunächst etwas lustlos auf meinem Teller herum, bis auch mich der Beelitzer Spargel für Babelsberg einnahm und als Attraktion neben die Linden und das Kopfsteinpflaster gereiht wurde.

Auch Michael Roth machte sich mit sichtlichem Vergnügen über den Spargel her. Er redete wenig während des Essens. Das war mir lieb. Während des Essens konzentriere ich mich aufs Essen und mag es nicht, wenn eine Unterhaltung meine Gaumenfreude schmälert. Michael Roth fragte mich nur, ob es mir schmecke, worauf ich mit großer Wahrhaftigkeit, Ja, sehr gut, antworten konnte.

Trotzdem wurde meine Gaumenfreude getrübt. Einige Fakten bahnten sich den Weg zum Bewusstsein. Frau Tofi hatte in Potsdam ein Blockseminar gehalten, Michael Roth in Triest. Frau Tofi und Michael Roth waren durch einen Sokrates, vormals Erasmus genannten Dozentenaustausch miteinander verbunden, was immer das

hieß. Frau Tofi war Claudia Seeligers Vorgängerin. Akademisch gesehen folgte Claudia Seeliger ihr nach. Ich hatte Frau Buntrocks Miniapartment drei Tage lang gemietet. Daher würde auch ich ein Blockseminar halten müssen. Es würde mindestens zwei Tage dauern, und da heute Donnerstag und es nicht wahrscheinlich war, dass es heute Nachmittag noch begann, würde ich es am Freitag und am Samstag halten, vielleicht auch am Sonntag, in der ehemaligen DDR war das vorstellbar. Aber es war nicht so sehr die Länge des Seminars, die mich bedrängte, obwohl sie natürlich wichtig war. Was meine Gaumenfreude beeinträchtigte, war die Frage, worüber Claudia Seeliger ihr Blockseminar zu halten gedachte. Ich hatte keine Ahnung, auf welchem Gebiet sie überhaupt tätig war. Sollte ich als Molekularbiologin auftreten? Wurde von mir verlangt, dass ich mich in eine Physikerin verwandelte? Oder war ich vielleicht eine Historikerin, eine Linguistin oder gar eine Mathematikerin? Womöglich unterrichtete ich Sanskrit oder war als Expertin für die Entwicklung der Beuteltiere eingeladen worden. Derjenige, der mir diese Fragen hätte beantworten können, aß Beelitzer Spargel und schwieg. Aber auch wenn er keinen Beelitzer Spargel gegessen hätte, hätte er nicht antworten können, da ich ihm keine diesbezüglichen Fragen stellen konnte.

Nachdenklich sah ich ihn an. Er hatte sich gerade den Mund mit der weinroten Papierserviette abgewischt und erwiderte meinen Blick.

Und die Studenten?, fragte ich.

Sein Blick zeigte Verlegenheit. Ja, antwortete er zögernd, die Studenten, die sind das größte Problem bei unserem Austauschprogramm. Michael Roth machte eine Pause und führte sich den letzten Bissen Spargel in den Mund. Ich habe Ihre Veranstaltung überall angekündigt, in meinem Seminar, im Seminar meiner Kollegen, an meiner Tür, am schwarzen Brett. Aber nur fünf haben sich eingetragen, und weitere vier haben ihre Teilnahme mündlich zugesagt. Neun wäre allerdings eine ideale Zahl für ein Blockseminar. Michael Roths Adamsapfel bewegte sich zum Zeichen, dass die letzte Beelitzer Spargelspitze sich auf dem Weg in seinen Magen befand. Aber wer weiß, ob auch alle kommen.

Nach diesen Worten holte er tief Luft, fast hörte es sich an, als ob er seufzte. Als Ihr Kollege Antonio Debus im letzten Jahr da war, kamen von zwölf Eingeschriebenen nur drei. Er war enttäuscht, und mir war es peinlich, sehr peinlich sogar. Aber was soll ich machen? Unsere Seminare sind nicht obligatorisch. Ich habe keine Handhabe die Studenten zum Kommen zu zwingen. Mai ist auch kein günstiger Monat. Im Mai haben sie ihre Hausarbeiten zu schreiben. Im Mai bereiten sie sich für die Klausuren vor.

Ach so, sagte ich gedehnt und sah, wie sich seine Iris verdunkelten. Hoffen wir das Beste, fügte ich mit einem Anflug von erborgtem Optimismus hinzu. Sofort hellte sich die Farbe seiner Augen wieder auf. Als er sich eine Zigarette anzündete, verdunkelte sie sich schon nach dem ersten Zug.

Statt über den neugewonnenen Kollegen nachzudenken, statt mir den Kopf über meine Fachausbildung und die Studenten zu zerbrechen, die mein Seminar besuchen würden, statt mich zu sorgen, dass einer von ihnen eventuell Claudia Seeliger kennen konnte, weil er als Austauschstudent in Triest gewesen war, ertappte ich mich dabei, wie ich, am offenen Fenster des Sportrestaurants Hiemke in Babelsberg sitzend, über die Farbe von Michael Roths Augen rätselte. Waren sie mittelblau, marineblau, dunkelblau, kornblumenblau, grau-blau, preußischblau, nachthimmelblau, rauchglasblau? Ich konnte mich nicht entscheiden. So viel war sicher: Sie waren von einem undefinierbaren Blau, von einem geradezu empörenden Chamäleonblau, das in der Lage war, alle Blauschattierungen zu durchlaufen, ohne sich festzulegen.

Michael Roth hatte sich in seinem Stuhl zurückgelehnt und paffte mir seinen Rauch ins Gesicht. An Ihrem Thema hat sich doch nichts geändert?, kam es dann zusammen mit einer Rauchwolke aus seinem Mund.

Natürlich nicht, sagte ich und trank den letzten Schluck Bier aus meinem Glas. Obwohl das sicher nicht gelogen war, kannte ich dennoch die Wahrheit nicht. Nicht zu lügen und trotzdem der Wahrheit sehr fern zu sein, davon lebe ich. Es kam mir also sehr gelegen,

dass ich wenigstens sprachlich keine Probleme hatte. In weiser Voraussicht hatte man mir eine gute Familie und eine deutsche Schule angehängt. Eine amerikanische hätte mir die ganze Welt geöffnet, hatte ich anfangs gedacht, als mir diese Abkunft zuteil wurde. Aber jetzt bot mir diese einen Unterschlupf, einen Winkel zum Verkriechen, vielleicht sogar einen Rettungsanker. Auf jeden Fall einen Aufschub in einer äußerst verfahrenen Situation.

3.

Wenig später standen wir auf der Straße. Michael Roth wollte mir kurz die Einkaufsmöglichkeiten zeigen, bevor wir zur Universität führen. Wir gingen die Karl-Gruhl-Straße bis zur Kreuzung hoch, Michael Roth auf dem gepflasterten, ich auf dem sandigen Teil des breiten Bürgersteigs. Mit einer allumfassenden, gleichwohl vagen Handbewegung zeigte er auf die links sich öffnende Straße. Das sei die Karl-Liebknecht-Straße, die Hauptgeschäftsstraße von Babelsberg, an deren Ende sich der S-Bahnhof befindet. Ich wisse doch, um zur Universität zu kommen, müsse ich mit der S-Bahn eine Station bis Potsdam fahren und von dort mit einem Regionalzug bis Golm. Eins unter den sieben alten Wendendörfern der Insel Potsdam, fügte er besserwisserisch hinzu. Es seien nur vier Stationen, und die Fahrt dauere nur fünfzehn Minuten, aber leider führen die Züge nur alle Stunde. Das sei der springende Punkt. Mit diesem Zug hätte ich aber auch fahren müssen, wenn ich bei Frau Martin gewohnt hätte. Ein schwacher Trost, ich weiß, sagte Michael Roth, als sei er für die Lage der Uni und die schlechte Zugverbindung verantwortlich.

Michael Roth zog seine Arme ein wenig ein. Ob ich die gelbe Markise dort sähe? Das sei das nächste Lebensmittelgeschäft, fünfzig Meter weiter komme der Bäcker. Etwas weiter unten, aber auf der anderen Seite, stünden zwei Telefonzellen, falls ich abends oder früh morgens telefonieren wolle. Ansonsten könne ich meine Tele-